

Interview mit Adolf Max Vogt (AV)

Das Gespräch fand am 3. Juni 2010 an der Malergasse in Zürich statt.

Die Fragen stellten Dora Imhof (DI).

<p>Dora Imhof: Dann fangen wir am Anfang an. Herr Vogt, was wollten Sie als Kind werden?</p>		
<p>Adolf Max Vogt: Als Kind hatte ich nicht so klare Vorstellungen. Ich kam aus einer Lehrerfamilie. Mein Vater war Primarlehrer und hat sein Leben lang eine Leidenschaft für Musik gehabt. Als Primarlehrer war er Präsident des Zürcher Lehrergesangsvereins, das waren wahrscheinlich seine besten und aktivsten Jahre. Dieser Lehrergesangsverein hatte ein gewisses Prestige, weil die Lehrer Kompositionen lesen konnten. Auch moderne Musik konnten sie wirklich vom Blatt lesen, darauf war er sehr stolz. Und sie sind gefrackt gewesen. Er hat damals Reisen bis Wien und Venedig organisiert, im Frack, mit Grossauftritt und so weiter. Ich bin der Fünfte von fünf Kinder, der Jüngste, und eigentlich ohne mir das bewusst zu machen, hat es sich von selbst so ergeben, dass ich dann auch ins Lehrerseminar ging wie mein Vater fünfzig Jahre vorher. Er hat immer gesagt: „Ich bin eigentlich dein Grossvater in einem gewissen Sinn, altersmässig.“ Er hatte aber eine enorme Zuversicht, wenn ich ihm Zeugnisse zeigte, hat er immer gesagt: „Du wirst es auch gut machen, deine Geschwister haben es alle auch gut gemacht.“ Das war sein grosser Schatz. Es war einfach eine Art Grundvertrauen drin. So habe ich dann ein bisschen weiter gemacht. Ich bin nicht nur im Lehrerseminar gewesen, sondern dann noch an der Uni und habe an der Uni eigentlich mit Vergnügen studiert.</p>		Familie
<p>DI: Wie kam es zur Wahl des Fachs Kunstgeschichte?</p> <p>AV: Ja, das ging eigentlich gar nicht so selbstverständlich. Ich glaube, ich war schon 25 oder 28, als ich spürte, dass ich im Grunde eine besondere Sympathie habe vom Bild her, nicht von der Musik wie mein Vater. Ich könnte über ein Konzert nicht präzise sprechen, wie mein Vater das über Musik konnte. Da habe ich nichts geerbt, sondern ich hatte eine enorme Freude an Bildern, Gemälden und bin von dort zur Kunstgeschichte gekommen und habe eine Leidenschaft entwickelt zu interpretieren, Bilder auszulegen sozusagen.</p>		Lehrerseminar
<p>DI: Gab es Epochen oder Künstler, die Sie da schon besonders interessiert haben?</p>	Wahl des Studien-fachs	

AV: Das beginnt ja dann mit Grünewald, der Isenheimer Altar. Gott-
hard Jedlicka war mein Doktorvater. Er selber hatte eine Leiden-
schaft für die französischen Impressionisten. Er ist ja auch lange in
Paris gewesen. Wir konnten ja nicht nach Paris. Es war Krieg, man
konnte nur in der Schweiz sein. So bin ich also in Genf und in
Lausanne gewesen. Französisch ist die einzige Sprache, die ich
wirklich lernen musste, weil ich das Sekundarlehrerdiplom meinem
Vater zuliebe gemacht habe und dann nachher aber in Kunst-
geschichte weiter gefahren bin.

DI: Neben Jedlicka gab es da andere Lehrer, die Sie geprägt
haben?

AV: Ja, da gab es von Salis als Archäologen, der in einem
schwierigen Verhältnis zu Jedlicka stand, und es gab einen
gewissen Hoffmann für das Mittelalter. Die Verhältnisse waren ein
bisschen bescheiden, weil Krieg war. Wir waren, glaube ich, etwa
25 Doktoranden. Das heisst, Jedlicka als der massgebende
Professor hat alle persönlich gekannt.

DI: Also 25 Doktoranden im Fach Kunstgeschichte?

AV: Ja.

DI: Das ist aber relativ viel.

AV: Finden Sie?

DI: Ja.

AV: Ja, also eben, gut, sind es heute nicht mehr?

DI: Insgesamt schon, aber pro Professor ist es natürlich auch
vielleicht in diesem Rahmen. Und Sie waren dann auch in Glasgow,
habe ich gelesen?

AV: Ja, kaum war der Krieg wirklich zu Ende, wollte jedermann nach
London gehen und ich auch, und war dann eher sehr enttäuscht,
dass ich nach Glasgow gehen musste. Ich erinnere mich noch an
die lange Bahnreise von London hinauf nach diesem Glasgow, das
ich nicht kannte, aber diese Familie war ausserordentlich freundlich
mit mir und ich habe dann doch diesen Aufenthalt geschätzt. Es
waren dort zwei Schwestern, aber die müssen geheiratet haben, ich
kann sie nicht mehr finden. Diese Mädchen haben jetzt andere
Namen. Mein zweiter Sohn wollte dann auch in diese Gegend, um
Englisch zu lernen, und dann habe ich versucht, in Glasgow diese
Familie wieder zu finden, aber die wohnten in einer Siedlung, wo
etwa fünfhundert ähnliche Häuschen nebeneinander standen. So

Studium und
Lehrer an der
Universität

<p>war das nicht zu finden.</p> <p>DI: Und der Aufenthalt in Glasgow war nach dem Krieg?</p> <p>AV: Ja.</p> <p>DI: Und nach dem Studium oder während des Studiums?</p> <p>AV: Während des Studiums.</p> <p>DI: Das war ein Studentenaustausch?</p> <p>AV: Ja, genau. Sie hiessen Divine, ein sehr merkwürdiger Name übrigens, aber ich habe also dann bei einem der Besuche im Telefonbuch nachgeschaut. Es gibt etwas zwanzig Familien Divine, aber vermutlich haben beide geheiratet und heissen heute anders.</p> <p>DI: Und sonst war während der Kriegszeit das Reisen nicht möglich oder sehr eingeschränkt?</p> <p>AV: Ja, sehr eingeschränkt. Wie gesagt, ich habe damals in Genf und in Lausanne Aufenthalte gemacht, bin dann immer wieder zurück, ich war Werkstudent. Mein so viel älterer Vater hat schon fünf andere Kinder ausgebildet, drei haben doktoriert. Das war sein Stolz, dass drei Kinder dann wirklich bis zum Doktor gelangten. Und dann habe ich dann auch noch den Doktor noch gemacht, den vierten. Wir sind eine typische Lehrerfamilie.</p> <p>DI: Was haben Sie während dem Studium gearbeitet? Haben Sie unterrichtet?</p> <p>AV: Ja, in der Gewerbeschule für die Abteilung Damenschneiderinnen und ähnliche Berufe. Die Damenschneiderinnen waren die wachsten, mit denen konnte man auch Gottfried Keller lesen. Dann gab es noch Wäscheschneiderinnen, mit denen man Gottfried Keller nicht wirklich lesen konnte. Es war zu viel für sie. Aber mit den Damenschneiderinnen habe ich dort sehr gerne unterrichtet. Ich hatte einen Bruder, der Generalagent einer Versicherung war, Dr. jur. in Bern, der hätte mich auch finanziell unterstützen können, aber ich war dann doch etwas zu stolz und wollte das selber machen. Und diese Dame, ein Fräulein Elisabeth Müller, hat diese Frauenabteilung an der Gewerbeschule geführt, und die war freundlich genug, mir entgegen zu kommen. Ich sagte ihr, ich hätte dreizehn Stunden nötig, um mich selber finanzieren zu können und habe mich sogar getraut, ihr zu sagen: „Ja, und dann müsste ich halt am Mittwochmorgen ins Doktorandenseminar an der Uni können.“ Alle diese Wünsche hat sie mir erfüllt. Ich habe eigentlich neulich, wenn ich nicht schlafen kann, immer das Gefühl, ich hätte ihr eigentlich</p>	<p>Aufenthalt in Glasgow</p> <p>Werkstudent</p>
--	---

<p>DI: Sie sind dann aber nicht direkt in die Lehre gegangen, also in die universitäre Lehre, sondern Sie sind dann ins Museum eigentlich gegangen? Sie haben eine Assistenz an der Graphischen Sammlung der ETH gehabt.</p> <p>AV: Ja, da war ich ein paar Jahre und dort hat es mir schon gepasst. Der Chef der Graphischen Sammlung, Erwin Gratmann, war ein Schweizer, der aber in Wien aufgewachsen ist und gelebt hat und zurückkam, als die Nazis nach Österreich kamen. Er hat sich die Mühe genommen und Militärdienst geleistet, wurde, glaube ich, sogar Furier im Dienst und hat dann ziemlich viel Militärdienst absolviert. So bin ich durch diese Jahre, wo einfach ein total anderes Leben nötig war. Mit heute ist es gar nicht zu vergleichen.</p> <p>DI: Also wie meinen Sie, ein anderes Leben?</p> <p>AV: Ja, zunächst mal überhaupt immer wieder mit diesen Militärdiensten. Ich kam dann später in den Grenzschutz. Dort hat es mir am besten gefallen, weil in der Zone gegen Schaffhausen hinauf alle Altersklassen waren. Leute, die selber am Rhein wohnten und da den Militärdienst sozusagen zu Hause in den Dörfern, wo sie selber auch lebten, machten. Da fühlte ich mich eigentlich am wohlsten.</p> <p>DI: Und bei der Graphischen Sammlung hatten Sie sich beworben oder wurden Sie da angefragt?</p> <p>AV: Ich habe da manchmal Mühe, mich zu erinnern, wie es denn eigentlich war. Ich bin offenbar irgendwo empfohlen worden von einer Dame, die man jetzt wohl nicht mehr kennt. Sie hiess Wild, eine Kunstgeschichtlerin. Es kann sein, dass man mich dort empfohlen hat. Auch der Generalsekretär der ETH, ein Doktor Bossert, der hat mich irgendwie dort kennengelernt und später empfohlen, ich erinnere mich nicht so, aber jedenfalls, als ich dann auf der <i>Neuen Zürcher Zeitung</i> gearbeitet habe und das Gefühl hatte: „Ich will nicht ein Leben lang Journalist bleiben.“ Ich war elf Jahre auf der <i>Neuen Zürcher Zeitung</i>.</p> <p>DI: Wie kam es eigentlich dazu? Ab 1951 waren Sie bei der <i>Neuen Zürcher Zeitung</i>.</p> <p>AV: Ja.</p> <p>DI: Haben Sie vorher schon geschrieben?</p> <p>AV: Ja, ich habe schon mit achtzehn den ersten Artikel geschrieben. Damals war der Chef Eduard Korrodi und er hatte eine gewisse</p>	<p>Graphische Sammlung, Zürich</p> <p>Militärdienst</p> <p>Neue Zürcher Zeitung</p>
--	---

Sympathie für mich. „Eine Woche Landschule“ heisst dieser erste kleine Artikel. Wenn man im Lehrerseminar in Küssnacht war, musste man in den höheren Klassen zu einem bewährteren und geschätzten Lehrer. Mich hat es nach Regensberg getroffen. Da war ein Lehrer, der die erste bis zur sechsten Klasse alle in der gleichen Stube gehabt hat. Er hat selber Kinderlähmung hinter sich gehabt, noch eine wirkliche Kinderlähmung, nicht wie sie dann später gedämpft werden konnte durch Mittel. Darüber habe ich ein Artikeli geschrieben. In der *NZZ* hatte ich dann doch immer irgendwie den oder jenen, den ich ein wenig kannte und so bin ich dann elf Jahre am Feuilleton der *NZZ* gewesen. Da hat man nur eine Ambition gehabt, nämlich gut zu schreiben. Wenn wir mit Kollegen irgendwo in der Nähe Kaffee trinken gingen, haben wir nicht über die anderen Kollegen und ihre unehelichen Kinder oder was weiss ich was geredet, sondern nur, wie die schreiben. Ob sie gut oder weniger gut schreiben, haben uns lustig gemacht über einen bestimmten Redaktor, der jedes Mal, wenn er geschrieben hat, das Wort ‚famos‘ gebraucht hat und so Zeug, aber wir waren hochgradig auf Sprach-kultur bezogen. Das war das, was mich an der *NZZ* fasziniert hat. Es ist auch heute noch so zu einem gewissen Grad, aber vielleicht nicht mehr immer so, dass die *NZZ* auf Schreibqualität sehr achtet.

DI: Und inhaltlich? Hatten Sie da grosse Freiheiten?

AV: Enorme, unglaubliche Freiheiten. Es war einfach Tradition, dass das Feuilleton von dem, der die Literatur betreut, geleitet wird. Das war Werner Weber in meiner Zeit, vorher Eduard Korrodi und jetzt weiss ich nicht einmal, wer es gerade ist. Der war also der Chef und ich hatte das Glück, dass ich am Ende des Krieges sehr oft in Deutschland reisen durfte, wenn ein Museum oder eine Galerie wieder aufging, die geschlossen gewesen war. Also da war Wiederaufbau und so habe ich Deutschland ziemlich gut kennengelernt und die Biennale Venedig war damals eine ganz neue, ganz grosse Sache und dann bin ich gereist in der Meinung, ich bleibe drei Tage. Nach dem dritten Tag habe ich Werner Weber in der *NZZ* angerufen und gesagt: „Werner, es ist hochinteressant. Ich brauche noch drei, vier Tage. Wie ist das? Ist das okay?“ – „Ja, selbstverständlich, bleib doch und mach, was du für wichtig hältst.“ So habe ich durch diese Berufssituation Europa kennengelernt. Und eben sehr anständige Kollegen aus der *NZZ*. Ich meine, wir selber waren politisch weiter links, die *NZZ* selber war ja zum Teil ziemlich konservativ. Ich meine, jeder vernünftige Mensch in meiner Generation war zwischen zwanzig und dreissig eigentlich Sozialist.

DI: Also Sie auch?

AV: Ich auch, ja, aber diese Schreibleidenschaft war dann das

Reisen für die
NZZ

<p>Andere, was dazu kam.</p> <p>DI: Also heutzutage ist ja die Bedeutung der Kunstkritik eigentlich ziemlich geschrumpft. Damals war das ja anders?</p> <p>AV: Ja doch, damals war das anders. Ja, es gab sogar so etwas Hochstaplerisches dabei, man hat immer behauptet, wir seien in einer Phase der Abstraktion. Man hat dann behaupten, Kandinsky ist am meisten abstrakt und hat den Kandinsky nach meiner Meinung bei weitem überschätzt und wir waren da als Jüngere nicht mehr so ganz auf dieser Linie. Ja, ich würde sagen, ich habe jedenfalls meinen Lehrer Jedlicka als Doktorvater ziemlich überrascht, dass ich mit diesem religiösen Thema über Grünewald daher kam. Aber ich war eben der Meinung, dass Grünewalds Isenheimer Altar in Colmar, der ist ja gar nicht weit weg von hier, eine hervorragende Qualität der Malerei hat, aber ich musste dann auch theologische Zusammenhänge ansprechen und mein Lehrer Jedlicka, der nur Impressionisten wirklich geliebt und im Detail gekannt hat, war da etwas hilflos. Weil wir nicht übertrieben viele Doktoranten waren, haben wir diese Professoren doch näher gekannt. Jedlicka hat die Studenten kaum je nach Hause eingeladen, das fand zwar auch statt, aber erst wenn man Doktorand war, sonst hat man sich im Odeon getroffen und meistens hat man dann gemerkt, dass er einem unauffällig ein Päcklein Zigaretten in die Seitentaschen geschoben hat. Es gab solche Gesten. Im Krieg, in der Kriegswelt gab es eben sehr viel freundliche und hilfreiche Aspekte unter jenen, die das alles erleiden mussten.</p> <p>DI: Und Ihre Doktorarbeit haben Sie parallel zu Ihrer Tätigkeit an der NZZ verfasst oder war das vorher?</p> <p>AV: Ja, wie war das jetzt? Nach Colmar da hatte ich ja nicht weit, da konnte ich ja mühelos hin. Obwohl ich Colmar noch in der übelsten Zeit erlebt habe, wo man sogar aufpassen musste im Restaurant, ob man da wirklich einigermaßen vernünftige Mahlzeiten bekommt oder ob man da vorsichtig sein muss. Die Schweiz war damals schon besser dran, wie heute auch.</p> <p>DI: Sie haben gesagt, Abstraktion war für Sie schon nicht mehr quasi das zentrale oder das ausschliessliche Interesse?</p> <p>AV: Nein, ich hatte sogar einen ketzerischen Gedanken, den ich aber nur ganz eng vertrauten Freunden mitgeteilt habe. Ich habe gesagt: „Ein Künstler kann nicht eine Abstraktion wollen. Das ist eigentlich falsch. Ein Künstler muss ein Anschauungstyp sein.“ Ich habe Ihnen ja den Begriff des Anschauungstyps bereits mitgeteilt. Sie merken also, für mich ist das entscheidend und die da geplaudert haben über Abstraktion, die sich da einbilden, weiss was nötig</p>	<p>Bedeutung der Kunstkritik</p> <p>Jedlicka als Doktorvater</p>
---	--

<p>zu haben, die hielt ich damals schon für die weniger Bedeutenden. Und also ging es immer mehr richtig Anschauung und Interpretieren, also der Anschauung vertrauen, das Bild wirklich genau anschauen und dann versuchen auszulegen. Ganz wörtlich.</p> <p>DI: Und das ja nicht nur in Bezug auf das Bild, also auf Malerei, sondern dann auch auf Architektur, oder?</p> <p>AV: Ja, das war dann so ein bisschen meine Entdeckung. Damals war mit Architektur wenig los und ich hatte Freunde, die mit Architektur zu tun hatten und habe dann eigentlich an der ETH in der Architekturabteilung meinen Platz gefunden.</p> <p>DI: Wie meinen Sie, es war in der Architektur wenig los, also in der theoretischen Auseinandersetzung mit Architektur?</p> <p>AV: Es wurde dann aber sehr wichtig. Ich fühlte mich an der Architekturabteilung der ETH aufgehoben, das heisst, es ging ja noch Jahre, wo das noch gar nicht so eindeutig wirklich klappte oder wenigstens Monate. Um dreissig herum macht man manchmal unglaublich kühne Dinge, einfach so. Wir haben mit meiner ersten Frau das zweite Kind erwartet und ich habe sie aber nur gefragt: „Bist du einverstanden, dass ich auf der <i>NZZ</i> kündige?“ Was kein Mensch je gedacht hat, an einer <i>NZZ</i> zu kündigen, im Gegenteil, dort gab es Sesselhocker. Je blöder einer eigentlich war, desto todsicher klammerte er sich an die drei Buchstaben <i>NZZ</i>. Max Vogt kündigte der <i>NZZ</i>.</p> <p>DI: Warum haben Sie gekündigt?</p> <p>AV: Weil ich nicht mehr Journalist bleiben wollte und immer das Neueste zerhacken und aufbereiten und darüber reden wollte. Als ich also meine Kündigung der <i>NZZ</i> in den Briefkasten warf, schon das war eigentlich tollkühn, dann bin ich also vorbei bei dem Dr. Bossert, den ich schon erwähnt habe, der Generalsekretär an der ETH war, mit dem ich so irgendwie Sympathien hatte in den zwei Jahren, wo ich im weissen Mäntelchen an der Graphischen Sammlung herum spazierte und habe ihm gesagt: „Herr Dr. Bossert, ich möchte Ihnen etwas sagen, ich habe heute gekündigt aus der <i>NZZ</i>.“ Dann sagt er: „Ja, über Sie han ich mich gäreret geschter.“ Dann sage ich: „Ja, was ist denn los?“ – „Ja, wir haben doch eine Stelle ausgeschrieben für Kunstgeschichte, eine Professur und Sie sind nicht dabei. Ich habe es gestern gesagt, es sind vierzehn Anmeldungen, aber der Vogt fehlt.“ Und dann sagte ich: „Also das habe ich nicht gewusst.“ Ich war so beschäftigt, ob ich an der <i>NZZ</i> kündigen soll oder nicht. „Das tut mir leid, ich will Ihnen das schicken.“ – „Nein“, sagt er, „Sie schicken das nicht, sondern morgen um neun Uhr muss ich die Bewerbung abgeben und Sie</p>	<p>Architektur</p> <p>Kündigung bei der <i>NZZ</i></p>
--	--

bringen mir das hier in mein Büro um Punkt neun Uhr, ist das klar?“ Und offenbar muss er dann den Leuten der Kommission, die verantwortlich war für die Besetzung der Stelle, da irgend etwas noch für mich gesagt haben. Er hatte offenbar das Gefühl, das wäre eigentlich der Richtige. Den möchten wir. Und dann wurde ich also gewählt, ein halbes Jahr nachdem ich gekündigt hatte an der Falkenstrasse. Darauf hat mir der Werner Weber ein halbes Jahr gar nicht mehr geantwortet am Telefon. Die waren so muff, dass ich weggegangen und jetzt bereits an der ETH gelandet war.

DI: Und Sie hatten aber keine Habilitation?

AV: Nein, habe ich nicht. Aber ich hatte ja meine Artikel geschrieben und einer, der sich dann als ein Freund von mir entpuppte, war der Karl Schmid. Sagt Ihnen dieser Name Karl Schmid etwas, der Gatte von der Elsie Attenhofer?

DI: Nein, den kenne ich nicht.

AV: Nein, das ist für Sie eine Generation zu früh. Also Karl Schmid war eine Mischung, die man sich heute gar nicht mehr vorstellen kann. Es war Professor für Deutsche Literatur an der ETH und Oberst im Generalstab. Also Sachen, die nur damals eine Rolle spielten, möglich waren und auch sehr wichtig waren. Und dieser Schmid, hat sich gezeigt, hat meine Artikel in der *NZZ* gelesen. Bei der *NZZ* konnte man Reisen machen, wenn nach dem Krieg bestimmte Museen wieder neu eröffnet wurden. Da ging ich also nach München an Pfingsten. Jetzt ist ja Pfingsten gerade vorbei und ich habe wieder daran gedacht. An Pfingsten wollte ich noch dort bleiben und nach Dachau ins Konzentrationslager gehen. Und habe mir die Frechheit genommen dann: Unter dem Titel „Münchner Bilder“ gab es vier andere Artikel und der letzte hiess „Pfingsten in Dachau“, das war provozierend. Ich weiss noch, ich habe unheimlich aufgepasst, das musste ganz sec geschrieben sein, trocken gewissermassen. Nicht übertreiben und einfach anschaulich sein und beschreiben, wie dieses Konzentrationslager heute aussieht, aber nicht zu viel Gefühl. Ich hatte einen Freund, der sehr mit Karl Schmid befreundet war, ein gewisser Heiri Burkhardt, es gibt doch da ein Heiri-Steg, er wurde nachher Stadtrat, der Heiri Burkhardt. Das war so ein Lehrer, der noch als Primarlehrer doktoriert hat. Und dieser Karl Schmid hat offenbar dem Präsidenten der ETH, das war ein gewisser *[Hans]* Pallmann damals, diese paar Artikel der *NZZ*, die ich über München geschrieben hatte, auf den Tisch gelegt und gesagt: „Das ist ein Anwärter für diese Stelle, die wir jetzt frei haben.“ Und so habe ich diese Stelle bekommen.

DI: Haben Sie auch andere Echos? Wurden Ihre Artikel diskutiert?

Weg zur ETH

Wirkung der Artikel an der *NZZ*

<p>Haben Sie das mitbekommen?</p> <p>AV: Wo man meine Artikel diskutiert hat? Ja, das habe ich schon erlebt. Also es ist so, man kann über die <i>NZZ</i> tausend Sachen sagen, die ein bisschen komisch sind, die Tante <i>NZZ</i> ist ein sehr guter Vergleich. Es ist ein gutes Reizwort für gewissen Eigenschaften der <i>NZZ</i>, aber die waren doch eben in Sachen Schreibqualität sehr anspruchsvoll. Ich weiss nicht, wie es sich jetzt in den letzten Jahrzehnten weiterentwickelt hat, aber damals war das wichtig. So habe ich also eigentlich auf der <i>NZZ</i> sehr viel gelernt, ohne dass ich ein Freisinniger war im üblichen Sinne des Wortes.</p> <p>DI: Und dann die ersten Jahre an der ETH? Haben Sie Architekten unterrichtet in der Kunstgeschichte?</p> <p>AV: Ja, ich gehörte nicht nur zur Architekturabteilung, sondern auch zum sogenannten Freifach. Ich hatte also immer auch eine Vorlesung zwischen fünf und sieben am Abend, wo übrigens jedermann kommen konnte in diese Freifachvorlesungen, und habe das sehr gerne gegeben. Es gab aber dann 68 Probleme, denn sie wollten eigentlich diese Grossvorlesungen nicht mehr. Ich hatte so einen grossen Hörsaal, aber ich musste dann den 68ern, denen ich mich eigentlich verbunden fühlte, klar machen, dass ich, auch wenn ich eine Grossvorlesung gebe, nicht eine Bonzenvorlesung mache, die ich ständig heruntergackere jedes Jahr einmal oder alle zwei Jahre einmal und alle fünfhundert müssen da Notizen machen, sondern dass ich das anders verstehe. Es gab an der ETH unheimlich wenig Tratsch und es gab sehr kluge Leute, die Bedingung war nur, dass man als Geisteswissenschaftler wie ich einer war, nicht etwa den Fehler machte zu glauben, ein Chemiker oder Physiker sei blöd. Die sind im Grunde ja kolossal gescheite Kerle. Ich habe mich mit ihnen verstanden. Einmal sass neben mir in einer Sitzung ein Physiker. Es ging darum, Geld zu sprechen, also Finanzen, wo die ETH selber zahlen sollte. Dann hat er 100'000 verlangt und bekam sie, weil er ein Physiker war. Dann habe ich nachher 25'000 verlangt und dann lupft er den Arm und sagt, er finde das ja rührend, dass Herr Vogt da kommt mit 25'000 Franken, er habe den Eindruck, das sei sehr interessant, was ich da wolle, aber er würde vorschlagen, man solle mir 50'000 geben. Alle haben zugestimmt, so hatte ich doppelt so viel. Es gab an der ETH solche Sachen.</p> <p>DI: Wofür haben Sie das Geld bekommen?</p> <p>AV: Ja, das muss ich jetzt vielleicht meine Frau fragen. Muss Ihnen das dann schriftlich mitteilen. Mein Gedächtnis ist nicht so verrückt gut und im Moment weiss ich es nicht mehr so genau. Meine Frau wird mir wahrscheinlich sagen: „Wieso weisst du das nicht? Das weisst du doch!“</p>	<p>Unterricht an der ETH</p> <p>Klima und Kollegen an der ETH</p>
--	---

DI: Wie kam es dann zur Gründung des gta? Des Instituts für Geschichte und Theorie der Architektur, das Sie mit Bernhard Hoesli und Paul Hofer und Alfred Roth gründeten?

AV: Ja, genau, Sie sind sehr gut im Bild. Ich musste natürlich Kollegen haben, die mit unterschrieben haben, aber die Idee kam von mir. Ich wollte einfach, dass die Architekten einen sicheren Boden haben und dass sie in dieser Schule ETH die Möglichkeit haben, in diese Details hineinzugehen und das auszubauen. Es war einfach so, dass man an der ETH, also ich sage jetzt da vielleicht etwas Blödes, viel trockener, ruhiger und sachkompetenter entschieden hat als an der Uni. So jedenfalls war unser Eindruck. Das stimmt genau genommen natürlich auch wieder nicht, aber es war eine Atmosphäre an der ETH, die ich einfach über alles geschätzt habe. Und eben diese Geschichte mit den 50'000, die ich da bekam, anstatt die 25'000. Das war ja typisch, nämlich wenn die Naturwissenschaftler das Gefühl bekamen, ah der Andere da, was macht er, Kunstgeschichte? Janu, aber er scheint eine Art Achtung oder Hochschätzung von dem zu haben, was ich, was er tat. Und ich habe immer versucht, ihnen zu zeigen, dass ich eigentlich Mathematiker und Leute in jener Richtung ganz besonders schätze, unter anderem deshalb, weil ich in Mathematik sehr schlecht war und eigentlich das Gefühl habe, das sind ja unglaubliche Kerle, dass sie das können, was ich nie richtig konnte.

DI: Und auch diese Zusammenarbeit in den Naturwissenschaften war das auch ein Vorbild für die Gründung des gta?

AV: Ja, natürlich und dort war es dann noch so, da wurde einer Präsident, er bekam also mein Gesuch. Meine Kollegen habe gesagt: „Also weisst du, wenn du so ein Institut gründen willst, da kannst du Monate warten, bis der Chef antwortet und dann in zwei Jahren musst du schauen, ob oder nicht.“ Die haben mir auch gesagt, wenn an der ETH ein neuer Vorschlag gemacht werde für ein neues Institut, dann müsse man doch mit einer Million rechnen. Einer Million für Anstellung von Leuten, für Räume, für ich weiss nicht was. Aber es war zufällig dieser Jakob Burckhardt, der tatsächlich den ganz gleichen Namen wie der berühmte Jakob Burckhardt trägt. Kennen Sie ihn? Ich weiss nicht, ob er noch lebt. Ich glaube nicht mehr.

DI: Wahrscheinlich nicht.

AV: Es gab doch eine Tochter Jacqueline Burckhardt.

DI: Ja, die kenne ich.

Gründung des gta

AV: Und dieser Jakob Burckhardt wurde Präsident und er hat das, nicht zu glauben, weil er mich kannte und ihm das eigentlich angenehm war, was ich vorgeschlagen habe mit diesem Institut für Geschichte und Theorie der Architektur, innerhalb einer Woche positiv beantwortet. Das war ein Glücksfall, aber das hat natürlich meine Bindung an die ETH verstärkt. So also habe ich da ein glückliches Leben gehabt, obschon ich immer den Leuten gesagt habe, ich selber hätte ja die Prüfung an die ETH gar nicht bestanden, weil ich in Mathematik und diesen Fächern war ich schlecht. Und habe darüber meine Witzlein gemacht, aber diese Abteilung hat mir also unheimlich viel geholfen zu einem angenehmen Berufsleben.

DI: Also da gab es einerseits die Forschung, es gab den Verlag und die Ausstellungen?

AV: Ja, richtig. Das alles hat sich dann doch ganz schön entwickelt.

DI: Da waren Sie dann der Vorsteher während längerer Zeit?

AV: Ja, während längerer Zeit, dann habe ich aber doch immer wieder Kollegen gesagt: „Du ich will nicht immer nur das machen, jetzt müsst ihr also helfen.“ Und dann waren wieder andere, aber ich war in zwei Perioden mehrere Jahre lang. Aber es lag mir auch dran, dass das Institut so vorwärts ging, wie ich es mir geträumt hatte.

DI: Und für die Konzeption des Institut, gab es da Vorbilder oder Vergleichsbeispiele, im Ausland zum Beispiel?

AV: Ja, als Assistent in den zwei Jahren bei Grabmann, der kam ein bisschen spät am Morgen, wie es eben die Wiener machen und dann wollte er einen ganz irrsinnig schwarzen Kaffee und wenn wir diesen Kaffee tranken, hat er mir immer über Wien erzählt, so dass ich, wenn ich in Wien bin, immer das Gefühl habe, ich bin da eigentlich zu Hause. Aber ich habe es mir nicht selber erworben, sondern durch diese sehr guten Erzählungen von Grabmann, ist mir dieses Wien sehr lieb geworden und wichtig geworden.

DI: Und es gab auch Forschungsaufenthalte, oder? Sie waren in Moskau.

AV: Ich war in Moskau.

DI: Und wann war das?

AV: Das war also nicht so lang, ich war in St. Petersburg etwas länger, vielleicht acht Tage. Damals war es, glaube ich, so, man

<p>konnte ein Maximum haben von, ich will sagen, fünfzehn Tagen, aber höher lag nicht drin. So war ich also in Petersburg und in Moskau nur kurz, die Verhältnisse waren auch nicht gerade angenehm, Hotel und so. Naja, also Petersburg hat mich damals am stärksten beeindruckt.</p> <p>DI: War das im Zusammenhang mit Ihrem Interesse an russischer Architektur? Sie haben sich wiederholt mit Revolutionsarchitektur beschäftigt, also französischer im Vergleich zu russischer. War das im diesem Zusammenhang?</p> <p>AV: Ja genau.</p> <p>DI: Also ein Schwerpunkt Ihrer wissenschaftlicher Auseinandersetzung sind sicher auch Aussenseiter oder blinde Flecken. Also einerseits Grünewald im Vergleich zu Dürer oder dann eben Russland war damals auch kein grosses Thema in der Architekturgeschichte, oder?</p> <p>AV: Ja richtig.</p> <p>DI: Was war da das Interesse?</p> <p>AV: Ich habe ein Interesse gehabt für das, was ich dann selber gegenklassische Malerei genannt habe. Das war schon der Zusammenhang, der mich interessiert hat.</p> <p>DI: Und Boulée?</p> <p>AV: Boulée, habe ich später eigentlich den Eindruck bekommen, war eine sonderbare Idee. Ich habe ja sogar dann auch gegen Schluss hin kritische Aspekte über ihn veröffentlicht. Es gab natürlich bei Boulée dieses Interesse für Newton und das wollte ich, aber das Übrige, was er sonst produziert hat, das hat mich zum Teil dann nicht wirklich interessiert. Also diese Wahl war irgendwo eigenartig und ich habe sie nachher fast eher etwas kritisch gesehen.</p> <p>DI: Und die Beurteilung von Le Corbusier, hat sich die verändert?</p> <p>AV: Ja, bei Corbusier ist der Zusammenhang mit seiner eigenen Jugend und diese Pfahlbauangelegenheit das, was mich wirklich bewegt hat. Corbusier hat viel zu viel geschrieben und manchmal ziemlich merkwürdiges Zeug behauptet, aber wenn dann ein Bau von Corbusier entstanden ist, war der jedes Mal gut. Damit hat er mich erwischt, der verdammte Corbusier, auch wenn er sich mit der Presse auf eine unglaubliche plumpe Art herumgeschlagen hat auf Französisch. Das war ja die Sprache, die ich gelernt hatte, Englisch</p>	<p>Wissenschaftliche Interessen</p> <p>Boulée</p> <p>Le Corbusier</p>
---	---

habe ich gar nie gelernt, das ist einfach ein Dialekt von Deutsch für mich. Ich habe meine Sprachen immer von Frauen gelernt. Meine zweite Frau ist Amerikanerin. Wir reden so Wechselsprachen, ich glaube, wir sind uns selber nicht klar, ob wir Englisch reden oder Deutsch. Und am Abend überlege ich immer vor dem Einschlafen: Haben wir jetzt alles auf Deutsch ...? Das kann doch nicht sein. Und so wechseln wir die Sprachen einfach, wie sie kommen. Jetzt hatten wir gerade Besuch von den Amerikanerkindern. Wissen Sie, warum die immer so gerne nach Zürich kommen? Wegen der Badeanstalt Utoquai. Sie behaupten, das gebe es nicht in Amerika und es gebe keine Stadt, die so sauberes Wasser hätte unmittelbar in Stadtnähe, das man im Utoquai schwimmen könne. Das finden sie irrsinnig.

DI: Ja schön, dann kommen sie.

AV: Ja, dann kommen sie. Sie sind auch jetzt in einem Alter, wo sie selber verdienen und nicht nur unseren Besuch wollen, wir gehen auch rüber einmal im Jahr auf alle Fälle, aber sie kommen jetzt selber auch.

DI: Wann waren Sie das erste Mal in den USA?

AV: Spät. Als es noch entscheidend war für Berufskarriere, dass man ‚in Amerika gsi isch‘, das war da so ein Spruch, war ich nicht in Amerika. Ja, ich weiss das jetzt im Moment nicht, wann ich war, ich müsste meine Frau fragen, sie weiss das alles. Ich habe Amerika immer sehr gemocht, aber ich war nicht begeistert von Amerika wie so gewisse Schweizer, so 25-jährige. Ich meine, New York ist natürlich eine Stadt für 25-jährige. Das ist ja klar, aber ich kann mit denen nicht mehr reden, weil ich bin nicht gerne in New York. Ich bin gerne in Boston und in Boston ist die Familie meiner Frau beisammen, gottlob müssen wir also nur nach Boston, um die Familie, die Enkel und die Kinder meiner Frau dort zu treffen. Das vereinfacht es.

DI: Und die amerikanische Kunst? Also die kam ja dann in den fünfziger Jahren, also der abstrakte Expressionismus wurde dann in der Schweiz rezipiert.

AV: Ja, ich würde auf alle Fälle vorsichtig sein mit der amerikanischen Kunst. Es kann sehr gut sein, es kann plötzlich gut sein und es kann auch das Gegenteil sein und Amerika ist eben Amerika, man muss sie lassen und kritisch anschauen und dann kommen immer wieder sehr begabte Leute. Und das ist so ungefähr meine Auffassung und ich bin also gerne drüben, unter anderem deshalb, weil ganz im Gegensatz zu dem, was die Schweizer von Amerikanern behaupten, sie unglaublich treu sind. Wissen Sie warum? Weil Amerika ist nicht ein Land, sondern ein Kontinent. In diesem Konti-

nent ist man als Familie und als Einzelner manchmal enorm verloren und darum sind die Amerikaner mit ihren Freundschaften ausser-ordentlich treu. Das ist ganz falsch, was gewisse Schweizer behaupten, Amerikaner würden jeden Monat wieder mit anderen Leuten Freundschaft pflegen und den anderen vergessen. Weil sie in diesem riesen Land leben müssen, das Land macht auch Angst und darum sind sie zu den Freunden, die sie einmal ins Herz gefasst haben, so treu. Also ich habe immer gedacht, wenn wir nur einmal im Jahr rüber gehen, aber wir bleiben dann drei Monate, dann haben die uns vergessen. Überhaupt nicht. Sie machen sogar solche Spässli, dass sie schauen, wenn wir kommen, dann hören sie, dass wir da sind und wenn wir uns erst in drei Wochen bei ihnen melden und sogar lügen, sie haben das schon verfolgt. Und haben diese Treue, wie sie nur Amerikaner eigentlich produzieren. Aber das kann man nur verstehen, wenn man auch zubilligt, dass man in Amerika Angst haben kann.

DI: Und jetzt zurück noch zu Ihren Kontakten oder Freundschaften oder Beziehungen, wissenschaftlichen Kontakten. Hatten Sie Austausch mit Sigfried Giedion?

AV: Ja doch, mit meiner ersten Frau haben wir uns gemeldet für eine Wohnung und ich weiss, dass er damals mindestens achtzig Bewerber hatte. Er hat selber in der alten Villa gewohnt im Doldertal und hinten hat er dann von Breuer, Alfred Roth und noch zwei, drei anderen, Neuenschwander war vielleicht sogar dabei oder hat es behauptet, Häuser errichten lassen, in diesen Häusern bekamen wir eine Zweizimmerwohnung. Das hat er uns gegeben, weil Giedion meine Artikel in der *NZZ* gelesen hatte und die offenbar gut genug fand. Auch mit Carola sind wir gut zurecht gekommen, sie war ja eine sehr wichtige Nummer auf ihre Art. Sie hatte ständig Gäste und die Tochter, Vreni Giedion, die kam an die Uni, aber sie musste derart viel für die Gäste abwaschen und helfen, Haushalt machen, dass sie zu wenig in die Vorlesungen kam.

DI: Also sie kam zu Ihnen?

AV: Nein, wir haben einfach miteinander studiert und dann gab es ja noch einen Bruder, Andres, der war Arzt, ich glaube, Kinderarzt. Ein gescheiter Kerl, ja alle diese Giedions waren das. Giedion, das kommt mir erst jetzt in den Sinn, hat dann gesagt, sie können diese Wohnung haben, aber sie kostet, glaube ich, achthundert oder so etwas. Und dann musste ich ihm sagen, dass ich also im Moment nicht genug verdiene. Und dann hat er mir gesagt: „Ja also gut, dann zahlen Sie zweihundert weniger und wenn Sie dann mehr verdienen, dann müssen Sie es mir aber sagen, dann will ich, dass Sie auf diese achthundert kommen.“ Solche Dinge gab es damals. Nur weil man über Schreibkontakte miteinander verfügte. In dem

Sigfried Giedion

Sinne ist natürlich die *NZZ* für mich schon ein eigenartiges Ereignis, ob sie jetzt manchmal die alte Tante an der Falkenstrasse ist oder nicht, sie hat hochqualifizierte Leser. Nicht unbedingt vielleicht nur die Schreibenden, sondern es ist so, dass da bis zum Bodensee und Tessin hinunter eine ganze Anzahl Leute fast jeden Buchstaben lesen.

DI: Wie war der Kontakt zu Georg Schmidt, dem Direktor des Basler Kunstmuseums?

AV: Ich habe ihm den einzigen Ehrendoktor verliehen von der ETH. Er galt ja als Kommunist und ich habe diesen Georg kennengelernt und fand ihn fantastisch. Er wurde Chef vom besten Museum der Schweiz, vom Basler Kunstmuseum, und ging mit dem Velo an die Arbeit und ich habe ihn so geschätzt und schätzen gelernt, dass ich ihm den Ehrendoktor der ETH verleihen konnte und er war aber schon so krebserkrank, es gibt ja in der Aula der ETH eine Art Kanzel, wo man eine Treppe hinauf muss und da musste ich schauen, dass nichts Peinliches passiert. Ich wusste, dass er diese Treppe nicht machen kann und musste das dem damals zuständigen Kollegen sagen: „Du musst hinunter gehen, weil er kann diese Treppe nicht mehr nehmen. Er hat nämlich Krebs.“ Es war der letzte Moment, es war noch die letzte grosse Freude, die er erlebt hatte. Wenige Monate später ist er gestorben und ich fand ihn eine grosse Nummer.

DI: Als Persönlichkeit und als Kunsthistoriker?

AV: Ja beides. Ich habe eine Schwäche für die Basler, meine Frau macht sich immer etwas lustig. Ich finde, die Basler sind unheimlich kultiviert und so was das passt in mein Schema, dass es ein Basler war, dem ich den einzigen Ehrendoktor verlieh. Und es war auch so, die waren so ahnungslos, kein Einziger kam zu mir und sagte: „Bist du verrückt geworden? Das ist doch ein Kommunist.“ An der ETH leben die in einer anderen Welt.

DI: Hatten Sie auch Kontakt zu Joseph Gantner?

AV: Ja, als ich dann gekündigt hatte auf der *NZZ*, ging ich vorher oder unmittelbar nachher zum Joseph Gantner, der mir angeboten hatte, ob ich nicht habilitieren möchte in Basel. Und dann habe ich gesagt: „Ja, möchte ich.“ Aber es ging dann so rasch, dass die ETH mich dann wählte, weil sie mich gekannt haben wegen dieser zwei Jahre, die ich dort war in der Graphischen Sammlung. Also es hat sich dann überschlagen, so dass ich die Habilitation gar nicht zu schreiben begann.

DI: Was wäre denn das Projekt gewesen oder gab es gar noch

Georg Schmidt

Joseph Gantner

<p>keines?</p> <p>AV: Doch, ich hatte den Titel. Ich schreibe Ihnen einen Brief, denn ich muss nachschauen, was das war.</p> <p>DI: Und zu den Professoren an der Zürcher Universität?</p> <p>AV: Ja, da gab es den Emil Maurer, da gab es einige interessante Typen. Ich habe die natürlich schon gekannt und ab und zu durfte ich auch irgendeine Einzelvorlesung halten. Aber ich war schon einfach der typische ETH-Mensch geworden, weil die mit mir derart grosszügig und freundlich waren. Man sagte mir der Dauphin an der ETH, weil mein Freund Karl Schmid, der Ehemann der Elsie Attenhofer, dieser Kabarettistin - das ist ja auch ein sehr interessantes Ehepaar gewesen -, hat mir dann sein Zimmer angeboten. Er als der grosse Oberst im Generalstab, damals war das sehr wichtig, ich bin Korporal geblieben, aber er war Oberst im Generalstab, hat mir sein Zimmer angeboten und weil er tagsüber in Bassersdorf, wo sie lebten, gearbeitet hat und erst um viertel nach vier, halb fünf kam, wenn er um fünf Vorlesung hatte. Dann war er ein Dauerraucher und er wusste ganz genau, dass er daran sterben wird und dann habe ich halt anstandshalber auch eine Zigarette mit ihm geraucht, sonst nicht, tagsüber blieb es rauchfrei, aber um fünf kam er dann, nein, um halb fünf oder so und dann hatten wir natürlich noch geredet. Karl Schmid hat mir viel geholfen.</p>	<p>Karl Schmid</p>
<p>DI: Und wie war das Verhältnis zu den Zürcher Konkreten, also zu Max Bill oder Lohse?</p> <p>AV: Ja, eigentlich noch gut, Max Bill habe ich eigentlich besonders geschätzt und Lohse, der ja immer Vorträge gehalten hat, der hat drauf los gebellt und manchmal hat er gar nicht zugehört, was man ihm zu sagen hatte, aber wenn man ihm dann ein bisschen direkt in die Augen schaute und sagte: „Weiss du was, den ersten Teil des Vormittages hast du jetzt nur geredet, jetzt möchte ich einmal etwas sagen.“ Da war ich in der Eidgenössischen Kunstkommission zwei Mal vier Jahre, eigentlich nur Frauen wie Hanny Fries haben es dann fertig gebracht, länger zu bleiben. In der Eidgenössischen Kunstkommission hat es mir sehr gut gepasst. Das war sehr häufig die Sitzung in Bern, aber auch an anderen Orten und da waren einfach kluge Welsche dabei und auch ein, zwei Tessiner und die waren manchmal hervorragend. Dort habe ich viel gelernt und auch die Hanny Fries näher kennengelernt, die ja jetzt auch gestorben ist. Eigentlich war die Eidgenössische Kunstkommission etwas vom Schönsten, was ich erlebt habe. Ein Genfer, Holy hiess er, war der Präsident und man hat eigentlich weitgehend französisch geredet und das war sehr schön und das zeigte auch, dass Bill einfach klug ist. Bill ist natürlich ein Cliquenführer gewesen, es gab diese</p>	<p>Richard Paul Lohse</p> <p>Max Bill</p> <p>Hanny Fries</p> <p>Eidgenössische Kunstkommission</p>

Konkreten und dort hat er alles grossartig verteidigt, aber plötzlich, als ich einen Taxifahrer, der zu Hause gemalt hat, in Lausanne als ankaufswürdig erklärte, kam Bill und hat die Hand erhoben und gesagt: „Er ist gut, du hast recht, er ist gut.“ Taxifahrer hin oder her und dann haben wir halt für 5'000 oder so angekauft. Die Kunstkomposition war interessant.

DI: Also da haben Sie das Gespräch mit den Kollegen, die Diskussion geschätzt?

AV: Ja, das war wirklich auf Niveau. Auch Frauen waren dabei, die sehr gut waren, aber ich erinnere mich nicht mehr so an alle Namen, aber immerhin, das war schon was. Wenn nämlich die Welschen dann kommen, die Welschen sind ja im Grunde in einem gewissen Grad kultivierter als wir, haben einfach eine Neigung und sind so erzogen worden, dass sie sehr viel zu sagen haben, wenn man sie sprechen lässt. Und so war auch dieser Holy, ein beachtlicher Typ. Nein, das waren gute Zeiten.

DI: Und 82 sind sie dann emeritiert worden, oder?

AV: Ja wie war jetzt das, war das 82 oder war das 85? Ich habe sogar gemeint eher 85. Janu gut.

DI: Dann waren Sie noch am MIT in Boston?

AV: Ja, ja, das habe ich in einem gewissen Sinn meiner zweiten Frau zu verdanken. Sie, Radka Vogt-Donnell, sie hatte in Cambridge, Massachusetts gelebt und als ich sie kennenlernte, hatte sie gerade eine Ausstellung.

DI: Ist sie Künstlerin?

AV: Ja, sie macht Quilts. An dieser Wand müsste längst etwas hängen, aber das ist immer noch nicht da. Sie lebt also jetzt wegen meinen Situationen einen Teil des Jahres da und eben einen Teil dann drüben, aber wir gehen, wenn wir gehen, immer eben zwei, drei Monate, jetzt wo ich pensioniert bin. Damit sie drüben ihre Kinder genug sieht und die Kinder kommen eben neuerdings auch hierher.

DI: In diesem langen Zeitraum, indem Sie gelehrt und geforscht haben, hat sich ja auch die Kunstgeschichte stark verändert. Von diesem Kennertum und Konzentration auf eher die ältere Kunst zu dieser Öffnung des Fachs für ganz andere Themenbereiche oder gesellschaftliche Fragestellungen und ethnologische, philosophische...

Radka Vogt-
Donnell

AV: Ganz genau. Natürlich das war schon ein wichtiger Schritt und ich bin eigentlich zufrieden mit all dem, also mir ist das Alter nicht unbedingt eine Last. Ich habe doch eine Zufriedenheit über meinen beruflichen Werdegang und habe auch eine grosse Anzahl kluge, gute Leute kennengelernt und finde also Zürich immer noch interessant, aber ich möchte natürlich schon einen Teil des Jahres irgendwo anders sein.

DI: Aber Sie würden es jetzt noch einmal gleich machen?

AV: Ja. Ich muss also sagen, dass die *NZZ* mag, wie gesagt, ihre sonderbaren Eigenschaften haben, da bin ich völlig einverstanden, aber diese elf Jahre *NZZ* waren für mich eine erstklassige Weiterbildung.

DI: Durch die Arbeit an der Sprache und durch das Reisen?

AV: Ja. Und, dass ich reisen konnte gerade in einer Zeit, wo Reisen ungeheuer wichtig war, weil dieser Krieg endlich fertig war und endlich die Museen wieder etwas Vernünftiges unternehmen konnten. Und solche Kollegen, leider lebt er nicht mehr, wie eben mein Chef am Feuilleton, Werner Weber, der mir immer alles sofort gestattet hat. Er selber kam viel weniger zum Reisen, er selber hätte vielleicht gar nicht so gewollt. Für mich war das sehr wichtig. Und darum habe ich also auch die *NZZ* von der guten Seite kennengelernt und sogar den Eduard Korrodi, der dann gerade altershalber zurücktrat, als ich dann eintrat, er hat dann nachher Streit mit Werner Weber bekommen. Ja, das sind so Sachen, die eben geschehen sind. Er hatte den Weber gefördert und dann waren sie aber nicht gleicher Meinung und dann hat der Korrodi immer noch ab und zu einen kleinen Artikel haben wollen. Dann kam ein Telefon, er kam beim Bahnhof Stadelhofen in eine Beiz dort, nur wenige Schritte von der *NZZ* weg. Ich ging dann zu ihm und habe mit ihm einen Kaffee getrunken und er hat mir das Artikeli in die Hand gegeben und er erwartete einfach von mir, dass ich als neuer Redaktor dem Werner Weber sage: „Du hast du was dagegen, ich habe da noch einen Artikel vom Eduard Korrodi bekommen. Ist das in Ordnung, dass ich den in Satz gebe oder willst du ihn vorher lesen?“ Dann hat er selbstverständlich gesagt: "Ja ja." Ja, das hatte halt doch Stil. Bretscher, ja, ich glaube, den Namen kennen Sie nicht, der war Chefredaktor. Der konnte schon schwierig sein, da musste man manchmal schon aufpassen. Es war eben so, mein Professor, Jedlicka, war sehr befreundet mit diesem Bretscher und hat immer gesagt, er hätte jetzt einen, der schreiben könnte für die *NZZ* und das war ich und dann habe ich halt diese Stelle doch angenommen. Ich habe ihnen ja schon gesagt, ich habe da enorm viel gelernt.

NZZ: Werner
Weber und
Eduard Korrodi

DI: Was sind Ihre aktuellen Projekte?

AV: Ich habe jetzt noch etwas im Sinn. Ich habe gerade in den letzten Tagen zu meiner Frau gesagt, ich muss jetzt dann mal auf den Hönningerberg in die Bibliothek, weil ich muss mir Anregungen verschaffen, ich muss schauen, worüber ich jetzt wirklich noch schreiben kann in meinem Alter. Gestern Nacht konnte ich lange nicht einschlafen, da habe ich eigentlich dieses Thema gefunden, aber ich sage es Ihnen jetzt noch nicht, weil es irgendwie noch nicht so ganz klar ist. Ich glaube, ich habe jetzt ein Arbeitsthema gefunden, wo ich weiss, das ist für mich eine echte Möglichkeit und an dem könnte ich noch so ein paar Jahre, ich bin jetzt neunzig, man muss halt schauen, wie das ist mit dem Altwerden, das ist eine Sache, aber ich habe jetzt dieses Thema und werde wahrscheinlich darauf einschwenken und bin jetzt in diesen Tagen beschäftigt mit der Überprüfung.

DI: Und wie haben Sie sonst Ihre Themen gefunden?

AV: Eigentlich doch dadurch, dass ich viel reiste in einem Kontinent, nämlich Europa, der im Krieg wahnsinnig gelitten hat und unglaubliche Schwierigkeiten durchstehen musste und nun geht das alles besser und nun kann alles ausgeweitet, ausgebaut, aufgebaut werden und ich finde es gut, jetzt in Europa zu sein, weil die machen etwas.

DI: Also nach dem Krieg war eine Aufbruchstimmung?

AV: Ja, ganz gewaltig. Das war wunderbar, das waren wirklich gute Jahre.

DI: Was würden Sie jungen Kunsthistorikern heute empfehlen?

AV: Ja worüber sie arbeiten sollen?

DI: Ja.

AV: Ich würde sagen, es gibt jetzt viel mehr berufliche Möglichkeiten. Als ich noch meinem Vater sagen sollte, dass ich Kunstgeschichte studieren will, da war das eigentlich schon ein Beruf, der keine Stellen anbietet. Jetzt gibt es ziemlich viele Mittelschulstellen, die Kunstgeschichte brauchen. Das ist neu, also von meiner Generation aus gesehen. Ich finde das sehr schön, das Fach hat jetzt viel mehr Boden unter den Füßen. An der Töchterschule gibt es die oder jene Stelle, die das unterrichtet und alles das war, als ich jung war, nur so in minimalen Ansätzen da.